

Leseprobe aus:
Stefan Laube
Der Mensch und seine Dinge



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Stefan Laube

Der
Mensch
und seine
Dinge

Eine Geschichte
der Zivilisation,
erzählt von
64 Objekten

Carl Hanser Verlag

Gedruckt mit Unterstützung
der Stiftung Preußische Seehandlung, Berlin

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26824-1

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © bpk/Antikensammlung, SMB/Johannes Laurentius

Innengestaltung und Satz: Manja Hellpap, Berlin

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Inhalt

START	Eine Geschichte in 64 Objekten	9
-------	--------------------------------	---

ERSTES VIERTEL	natürlich & übernatürlich	17
----------------	---------------------------	----

QUARTETT 1	spüren & wahrnehmen	23
1	Mehrzweck-Gerät aus Stein	28
2	Quell der Reinigung	34
3	Verbrennung und Verschwendung	39
4	Luftige Klänge	45

QUARTETT 2	jagen & zähmen	51
5	Miniaturlkalb als Opfergabe	55
6	Tierische Kraft aus Gold	61
7	Der Büffel als Ressource der Vielfalt	67
8	Aus der Perspektive des Pferdes	74

QUARTETT 3	begeistern & berauschen	81
9	Zecher der Antike	85
10	Trommelnd in die Ekstase	91
11	Grüne Fee und Objektkunst	97
12	Betäubung und Euphorie	103

QUARTETT 4	bannen & beschwören	109
13	Genitale Wirkung	113
14	Expressive Gestalt und innere Ladung	118
15	Knochen in strahlender Hülle	123
16	Tanz und Wut	128

ZWEITES VIERTEL	häuslich & handlich	135
<hr/>		
QUARTETT 5	wohnen & einrichten	141
17	Am Anfang war das Atrium	145
18	Wandschmuck und Abstraktion	150
19	Eine Prinzessin sitzt aufrecht	156
20	Gefräßige Rumpelkammer	161
<hr/>		
QUARTETT 6	füllen & aufbewahren	167
21	Gesichtsvase aus Troja	171
22	Kochtopf für die Ahnen	177
23	Blutschale für die Sonne	183
24	Verjüngungstrunk aus rotem Glas	188
<hr/>		
QUARTETT 7	anziehen & verkleiden	195
25	Keltengürtel einer Herzogin	199
26	Prächtiges Gefieder für den König	205
27	Ein Handschuh wird lebendig	211
28	Lässige Eleganz für die Frau	217
<hr/>		
QUARTETT 8	verzehren & genießen	223
29	Salzgefäß und Kulturdialog	227
30	Teehaus aus Tee	232
31	Natürliche Köstlichkeit	238
32	Berlins populärster Snack	243

DRITTES VIERTEL	gemeinschaftlich & gesellschaftlich	249
<hr/>		
QUARTETT 9	schenken & tauschen	255
33	Der Olifant im Kirchenschatz	260
34	Asymmetrie der Gaben	266
35	Kaufmann und wa(h)re Kunst	271
36	Segelboot und Federgeld	276
<hr/>		
QUARTETT 10	spielen & gewinnen	283
37	Roulette in Konstantinopel	287
38	Leidenschaft des Hüftballs	292
39	Schattenwelten der Entschleierung	297
40	Denksport mit geometrischen Figuren	303
<hr/>		
QUARTETT 11	kämpfen & verwunden	309
41	Am Gängelband des Siegers	314
42	Europas afrikanischer Waffenbruder	320
43	Im Schlachthaus der Menschen	326
44	Renaissance im Ruß des Weltkriegs	331
<hr/>		
QUARTETT 12	reden & entscheiden	337
45	Athens mächtige Demokratie	341
46	Ummünzung des Glaubens	347
47	Kontroversen am Sepik	353
48	Nüchterne Politik	359

VIERTES VIERTEL	zeitlich & zeitlos	365
<hr/>		
QUARTETT 13	messen & takten	369
49	Mond- und Sonnenjahr bei den Kelten	373
50	Zeitberechnung im Islam	379
51	Uhrwerk und Metapher	385
52	Zeitregime im Kolonialismus	391
<hr/>		
QUARTETT 14	übertragen & speichern	397
53	Speichermedium »Lehm«	402
54	Geflochtene Daten	408
55	Sound im Design	414
56	Dauerflimmern aus der Kiste	419
<hr/>		
QUARTETT 15	trauern & gedenken	425
57	Beseelte Puzzleteile	429
58	Tragödie auf der Sargwand	435
59	Verwandlung in einen Kakaobaum	440
60	Schutz vor plötzlichem Tod	446
<hr/>		
QUARTETT 16	zeigen & verbergen	453
61	Propaganda in Bonbonfarben	458
62	Greiser Blick ins Jenseits	464
63	Klassik aus afrikanischer Erde	469
64	»Beschreiben nützt nichts, ansehen«	475
<hr/>		
ZIEL	Kaleidoskop der Dinge	481
<hr/>		
Nachwort		486
<hr/>		
Chronologische Objekliste		488
<hr/>		
Bildnachweis		493
<hr/>		
Register		495
<hr/>		

Die Entwicklung der Menschheit ist an Dingen abzulesen, an ihrer Herstellung und Gestaltung, an ihrer Anmutung. Im Umgang mit Alltagsgegenständen, Kunstwerken und Ritualobjekten richtet sich der Mensch in der Welt ein. Dinge transportieren Botschaften zu Gebrauch und Funktion. Sie sind entweder auf den ersten Blick zu erkennen oder müssen erst entziffert werden. Artefakte verraten Ort und Zeit ihrer Entstehung, geben Hinweise auf ihre Nutzung, und wenn sie es ins Museum geschafft haben, erzählen sie auch etwas über die Geschichte des Sammelns. Jedes Ding durchläuft einen Werdegang – dieses Buch versammelt von Menschen gemachte Dinge, die Karriere gemacht haben. Vor Vernichtung gerettet, können sie in der Vitrine betrachtet werden. Museen sorgen dafür, das Verfallsdatum der Dinge in eine möglichst ferne Zukunft zu verlagern.¹

Seit wann sprechen wir überhaupt von »Dingen« im Sinne von materiell abgegrenzten handlichen Einheiten? Vielleicht erst seit der Aufklärung, seit der Sattelzeit der Moderne, als öffentliche Museen gegründet wurden, haben sie doch das einzelne Stück wie keine Einrichtung zuvor aufgewertet. Zuvor wurde »Ding« meist in einer deutlich weiteren Bedeutung benutzt, im Sinne von Sachverhalt oder komplexer Erscheinung, in der Eschatologie war von »letzten Dingen« die Rede. In Kunstkammern sprach man in vernetzten Kontexten von den Dingen mit Hilfe von Pluralwörtern wie *naturalia*, *artificialia*, *antiquitates* und *scientifica*.² Ganz ähnlich bedeutet im Chinesischen *wu* für »Ding« nie die isolierte Entität, sondern stets die sich im Werden vollziehende Erscheinung, das Erlebnis oder die Geschichte(n).³ Die Frage steht im Raum, ob die Museen der westlichen Welt auch ohne den Rückenwind der kartesischen Trennung zwischen *res cogitans* und *res extensa* – Geist und Ding – so rasch und systematisch gefüllt worden wären?

Bewahrendes Sammeln und inszenierendes Ausstellen sind Echo einer Aufbruchstimmung, die vor gut zwei Jahrhunderten

1 Kaum ein Ding, das sich nicht allmählich auflöste, würde es fortwährend gebraucht; Wolfgang Schivelbusch: *Das verzehrende Leben der Dinge. Versuch über die Konsumtion*, München 2015.

2 Horst Bredekamp: *Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte*, Berlin 2002.

3 Robin R. Wang: *Yinyang: The Way of Heaven and Earth in Chinese Thought and Culture*, Cambridge University Press 2012, S. 6.

einsetzte. Französische Revolution und Napoleonische Kriege veränderten die Gesellschaft so tiefgreifend, dass die Schere zwischen erinnerter Vergangenheit und erwarteter Zukunft auseinander ging. Was ein Mensch bisher erlebt hatte, stimmte immer weniger mit dem überein, was in der Gegenwart zu begreifen und für die Zukunft zu erwarten war. Viele Menschen hätten damals die Orientierung verloren, wenn sie nicht mit Hilfe sorgfältig gehüteter Objekte die Brüche der Gegenwart hätten kitten können. Alfred Lichtwark, ein berühmter Museumsmann aus dem Hamburg der 1920er Jahre, hat einmal gesagt, dass der Sammler besonders in Übergangszeiten zwischen zwei Welten gefordert ist, sobald die Objekte »der untergehenden Welt herrenlos« geworden sind.⁴ Mit der Französischen Revolution und ihren Attacken gegen feudalen Luxus und kirchlichen Prunk hatte ein grundlegend neues Kapitel des Sammelns begonnen. Es schlug die Stunde für Rettungsaktionen vor dem zerstörerischen Zeitgeist, einige Jahrzehnte später richteten sich ähnliche Initiativen gegen die durch den technologischen Wandel drohenden Verluste. Diese Rettungsaktionen dauern im Grunde bis heute an. Seit dem Beginn der Industrialisierung baut Musealisierung Verständnisbrücken zwischen den Generationen. Sie stellt den unermüdlichen Versuch dar, die Veränderungen unserer Lebenswelt abzufedern – in der Beschleunigungsära von Globalisierung und Digitalisierung mehr als je zuvor.

4 Alfred Lichtwark: *Der Sammler* [1911], in: ders.: *Eine Auswahl seiner Schriften*. Besorgt von Dr. Wolf Mannhardt. Mit einer Einleitung von Karl Scheffler, 2 Bände, Berlin 1917, Band 1, S. 72–92, hier S. 86.

Und so haben Museumsbesuche Konjunktur. Immer mehr Menschen zieht es zu den Originalen, deren Aura sich im Sog der virtuellen Bilderflut nicht verflüchtigt, sondern ganz im Gegenteil verstärkt hat. Dinge im Museum sprechen den Menschen buchstäblich an, sie lösen ästhetisches Wohlgefallen aus – oder zumindest Emotionen, Staunen oder Neugierde. Dinge übernehmen die Rolle von Zeugen, die bei bestimmten Ereignissen der Vergangenheit »dabei waren« und davon Kunde geben. Die Aura der Dinge, das Exponat als Fetisch – solch anachronistische, im Kern irrationale Erfahrungsweisen locken heute eine große Zahl Menschen in Museen und Ausstellungen.

Museen sind Refugien der Selbst- und Dingentfaltung. Man kann sich dort frei bewegen, es herrscht völlige Freiheit, in welcher Reihenfolge welche Exponate betrachtet werden, im Unterschied etwa zu Theater, Konzert oder Kino. Und auch die Exponate können sich in Museums-

räumen – zumindest in ihrer visuellen Anmutung – freier öffnen als in den Verstelltheiten des Alltags. Der Freiraum der Dinge wird sogar noch größer, sobald man sich über die Grenzen traditioneller Sammlungen hinwegsetzt und neue Nachbarschaften, neue Kombinationen wagt. Man muss nur ein handgroßes Kälbchen aus Uruk, einen mit Reliefs versehenen Fisch der Skythen aus purem Gold, eine indianische Bisonrobe und ein Pferdegemälde des Expressionismus – alles Artefakte aus dem Bestand der Staatlichen Museen Berlin – miteinander ins Gespräch bringen – und schon erzählen sie ein Kapitel Menschheitsgeschichte aus der Perspektive von Tieren.

Dieses Buch präsentiert Objekte aus den Berliner Staatlichen Museen. Sie sind zwischen der Steinzeit und dem 20. Jahrhundert entstanden: vom Faustkeil bis zur Videoinstallation, vom Segelboot aus dem Santa-Cruz-Archipel bis zum Goldrubinglas von der Pfaueninsel auf der Havel, von einer nur wenige Zentimeter großen Rinderfigur aus Mesopotamien bis zur unübersichtlichen raumgreifenden Gartenskulptur im Hamburger Bahnhof. Unabhängig von Beschriftung und Kontext vermitteln diese Exponate durch ihre schiere Präsenz Wirkung und Bedeutung. Ihr Aussehen ist Ausdruck menschlicher Gestaltung, ihre Oberfläche zeigt Spuren menschlichen Umgangs. In den Artefakten spiegeln sich Zugangsweisen des Menschen zur Welt, die auf allen Kontinenten vergleichbare Ausdrucksformen gefunden haben. Menschliche Grundbedürfnisse, Grundkonstanten der *Conditio humana* wie Schlafen, Essen, Trinken, Kochen, Feiern, Lieben, Arbeiten und Spielen bringen bestimmte Objekte hervor, die je nach Entstehungszeit und Kultur variieren, sich aber dennoch ähneln und entsprechen. Wenn auch die Zivilisationsentwicklung alles andere als vorhersehbar und gleichmäßig voranschritt – in Mesopotamien wurde das Rad erfunden und sofort benutzt, während man im benachbarten Ägypten noch 2000 Jahre ohne Rad unterwegs war; die Inka hatten überhaupt keine Räder, ebenso kein Geld, Eisen und keine phonetische Schrift –, fällt auf, dass sich unabhängig voneinander in verschiedensten Teilen der Erde ähnliche Entwicklungen Bahn gebrochen haben.

Wie vorgehen? In Anlehnung an ein früher beliebtes Kartenspiel vermitteln sechzehn Quartette sechzehn kulturgeschichtliche Themen. Es geht um das Verhältnis zwischen Tier und Mensch, die Erfahrung der Zeit, die Bedeutung von Ritualen und Mythen. Utensilien des Wohnens,

Ankleidens und Essens kommen ebenso vor wie Dinge, die den Übergang zwischen Leben und Tod, zwischen Wahrnehmung und Bewusstseinsweiterung, Abstinenz und Ekstase markieren. 64 Objekte sind versammelt, um an ihnen eine Geschichte der Zivilisation zu schreiben.

Es fällt auf, wie sehr Mensch (vier Temperamente), Zeit (vier Jahreszeiten) und Raum (vier Himmelsrichtungen) durch die Vierheit

5 Vincent F. Hopper: *Medieval Number Symbolism*, New York 1938, S. 12.

zusammengehalten werden.⁵ Während sich die Totalität der durch Sinne erfahrbaren Natur und Materie über Jahrtausende durch die Interaktion von vier Elementen – Luft, Wasser, Feuer und Erde – vollzog, besteht heute die gewöhnliche Materie aus vier Elementarteilchen, aus Protonen, Neutronen, Elektronen

und Elektron-Neutrinos. Aus vier Eckpunkten werden räumliche Körper konstruiert. Deshalb versinnbildlicht die Vier auch den Raum, der durch menschliche Planung und Bautätigkeit erschlossen wird. Nikolaus von Kues und Johannes Kepler vertraten die Auffassung, dass aus den Zahlen

Eins, Zwei, Drei und Vier und ihren Kombinationen jede Harmonie abzuleiten ist.⁶ Bereits die Babylonier hatten die herausragende Stellung der Vier erkannt, bei Mondphasen, Windrichtungen, Jahreszeiten, Tageszeiten, Temperamenten, Lebensaltern

6 Als Tetraktys bezeichneten die Pythagoreer die Gesamtheit der Zahlen 1, 2, 3 und 4, deren Summe 10 ergibt.

und Kardinaltugenden. Die Vier ist auch die dem Menschen besonders angemessene Zahl, dem Homo quadratus, dessen Länge seiner ausgebreiteten Arme seiner Größe entspricht. Das Prinzip der Quadratur ist universell, es erscheint in historischen chinesischen Texten ebenso wie in den Schriften des Vitruv und

ist im Sprachgebrauch bis heute nicht wegzudenken, wie bei Quartier (Stadtviertel).

Vier Viertel ergeben ein Ganzes. Das erste Viertel dieses Buchs trägt das Label »natürlich und übernatürlich« und beleuchtet die physische Umwelt des Menschen, die mental und kognitiv verarbeitet werden muss, gleichgültig, ob sie nun in ihrer Tatsächlichkeit oder in ihrer Transzendenz auf den Menschen einwirkt. Das zweite Viertel, »häuslich und handlich« überschrieben, thematisiert den Menschen als nicht perfekt ausgestattetes Lebewesen, das täglich seine Ernährung sichern muss, eine Behausung braucht, sich ankleiden muss. Das dritte Viertel weitet die Perspektive auf die gesellschaftliche Sphäre aus und vereinigt Dinge aus den Bereichen Politik, Spiel, Ökonomie und Gewalt. Das Viertel »zeitlich und zeitlos« behandelt die materielle Kultur durch die Linse

zeitlicher Rhythmik und der entgrenzenden Momente des Ewigen. Von den insgesamt 64 Objekten aus dem Bestand der Staatlichen Museen Berlin stammen siebzehn aus dem Ethnologischen Museum, sieben aus dem Kunstgewerbemuseum, sechs aus der Antikensammlung, fünf aus dem Vorderasiatischen Museum, jeweils vier aus dem Museum für Vor- und Frühgeschichte und dem Museum für Asiatische Kunst, jeweils drei aus der Neuen Nationalgalerie, dem Museum für Islamische Kunst sowie dem Museum für Gegenwart (Hamburger Bahnhof), jeweils zwei aus der Gemäldegalerie und dem Kupferstichkabinett, jeweils eines aus der Skulpturensammlung, aus dem Ägyptischen Museum, aus dem Münzkabinett, aus dem Musikinstrumenten-Museum, dem Museum Berggruen, dem Museum für Byzantinische Kunst, dem Museum Europäischer Kulturen und der Sammlung Scharf-Gerstenberg.

Besonderes Augenmerk liegt auf Objekten aus dem außereuropäischen Raum. Seit es Museen gibt, erzeugen diese Einrichtungen ein Spannungsfeld zwischen Eigenem und Fremdem. Von fremdartigen Dingen geht eine besondere Wirkung aus, hin- und hergerissen zwischen Faszination und Abwehr, Vereinnahmung und Gleichgültigkeit. Aus der immer intensiveren Auseinandersetzung mit der sinnlich erfahrbaren Welt sind im Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit zunächst Wunderkammern entstanden, die irdische Außergewöhnlichkeiten unter einem Dach versammelten. Das Staunen wurde dort permanent angefacht, so durch die Kostbarkeit des Materials oder durch die überraschende Zusammenfügung von Naturstoff und menschlicher Gestaltung. Als besondere Rarität galt natürlich alles, was aus weit entfernten Ländern stammte, gleichgültig, ob es sich nun um Natur- oder Kunstobjekte handelte. Ein Salzgefäß aus afrikanischem Elfenbein konnte ebenso befremden wie ein Schamanengewand. Im 19. Jahrhundert lösten Prinzipien der Lehrsammlung und des Spezialmuseums das Leitbild der Wunderkammer ab. Die Objekte wurden nun nach ihrer zeitlichen Entstehung geordnet, sie sollten Wissen vermitteln und die Ergebnisse der Forschung präsentieren. Im Kolonialzeitalter, im Rückenwind von Wissenschaft und Zivilisation sahen sich westliche Eliten im Recht, die Welt zu erschließen und Museen als Trophäenkammern ihres globalen Machtanspruchs einzurichten.

Aus dem wiederaufgebauten Berliner Schloss wird ein Weltmuseum, eine Schaubühne für außereuropäische Objekte. Man mag sich fragen, warum sich gerade in Berlin eine der reichhaltigsten ethnologischen Samm-

lungen der Welt befindet, obwohl Deutschland im Vergleich zu Portugal, Spanien, England oder den Niederlanden alles andere als eine Schifffahrer- und Entdeckernation gewesen ist. Im 19. Jahrhundert, in der Hochzeit deutscher Wissenschaftsexpansion, fühlten sich gerade Deutsche zu Rettern aussterbender Kulturen berufen. Adolf Bastian, der Gründer des Königlichen Museums für Völkerkunde, schickte Sammelreisende in alle Welt, um die verbliebenen materiellen Zeugnisse der »Naturvölker« –

7 Andrew Zimmerman: *Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany*, Chicago/London 2001.

8 Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.

9 H. Glenn Penny: *Im Schatten Humboldts. Eine tragische Geschichte der deutschen Ethnologie*, München 2019, S. 111–149.

10 Hermann Parzinger: *Geteiltes Erbe ist doppeltes Erbe*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 241, 15. Oktober 2016

wie es damals hieß – zu sichern, bevor sie dem unaufhaltbaren Fortschreiten der Zivilisation zum Opfer fielen.⁷ Globale Rahmenbedingungen, »die Verwandlung der Welt«⁸ durch Technik, Industrialisierung und Kolonialisierung befeuerten diesen sich rasant entfaltenden, romantisch anmutenden Sammeltrieb. Heute ist man geneigt, in Schwarz-Weiß zu malen und den gesamten Transfer zu brandmarken. Setzt man sich genauer mit den hier präsentierten Objekten auseinander, wird so manche ambivalente Konstellation sichtbar, die gerade in ihrer Widersprüchlichkeit zum Nachdenken anregt. Felix von Luschan, der Ende des 19. Jahrhunderts auf Auktionen ungeniert zahlreiche geraubte Kunstwerke der Benin-Kultur für das Berliner Völkerkundemuseum erwarb, war auch derjenige, der sie in seiner kapitalen Abhandlung *Alterthümer in Benin* (1919) einer differenzierten wissenschaftlichen Bewertung unterzog, so dass sich ein europäisches Verständnis für afrikanische Kunst entwickeln konnte.⁹

Wenn es um außereuropäische Museumsobjekte geht, so war das Verhältnis zwischen Geber und Nehmer lange Zeit nicht symmetrisch. Vielmehr wurde einseitig genommen. Ob nun die heimischen Museen aus schlechtem Gewissen gefüllt wurden oder aus einem inneren Triumphgefühl heraus, stets bedenklich bleibt, dass sich heute in Deutschland und in anderen europäischen Ländern viele Kulturschätze aus fernen Regionen finden, die es in den Ursprungsländern selbst oft nicht mehr zu sehen gibt. Was haben aber Angehörige indigener Gruppen davon, wenn – Tausende Kilometer entfernt – ihre Objekte gehegt und gepflegt werden? Abhilfe soll ein zeitgemäßes Verständnis von Kulturerbe schaffen, das Probleme und Versäumnisse vergangener Zeiten transparent macht, niemanden ausschließt und ein ausgewogenes Weltbewusstsein weckt (*shared heritage*).¹⁰ Wie

Individualismus und Eigentumsrecht sind auch Museen Ausdruck des Western Way of Life, der den Globus überzogen hat. Sie werden weiterhin gebraucht, um Wunden zu verarzten, die politische Umwälzung und technologischer Fortschritt aufgerissen haben. Das Museum hat es schon immer verstanden, im konfusen Meer der Zeitläufte Anker zu werfen. Offenbar hat der Mensch für die Zentrifugalkräfte, die er selbst auslöst, ein halbwegs wirksames Gegenmittel – das Museum.¹¹

Museen konstruieren in der Regel eine andere Realität als jene, der sie ihre Entstehung verdanken.¹² In Dauerausstellungen werden ferne Welten und versunkene Kulturen reanimiert, während außerhalb der Museumsmauern die Maßstäbe der Jetztzeit permanent neu justiert werden. Der Ort des Museums lässt eine Kluft entstehen, die Kreativität freisetzen kann. Er ist prädestiniert, überraschende Zugänge zu ermöglichen, die quer zu jenen in der außermusealen Welt liegen.¹³ Seit ihrer Entstehung verstehen sich Museen als professionelle Aufbewahrungsstätten der kulturellen Überlieferung in einer unruhigen Welt. Nun ist es an der Zeit, die Bühne, auf der die Objekte zum Sprechen gebracht werden, in die Verantwortung der gesamten Menschheit zu legen – das Museum als Schutzraum der Avantgarde zur Erprobung neuer Partnerschaften, neuer Rechtsvorstellungen, neuer Inszenierungs- und Zirkulationsformen, die auch vor einer Rückgabe der »eroberten« Objekte nicht zurückschreckt.¹⁴

11 Christian Welzbacher: *Das totale Museum*, Berlin 2017.

12 Museen als Orte des Utopischen bei Michael Fehr, *Kunst – Museum – Utopie. Fünf Thesen*, in: *Kultur-politische Mitteilungen*, Nr. 100, 1/2003, S. 38–40.

13 Nicholas Thomas: *The Return of Curiosity. What Museums are Good for in the 21st Century*, London 2016.

14 Bénédicte Savoy: *Die Provenienz der Kultur. Von der Trauer des Verlustes zum universalen Menschheitserbe*, Berlin 2017, S. 58.

ERSTES VIERTEL natürlich & übernatürlich

QUARTETT 1	spüren & wahrnehmen	23
1	Mehrzweck-Gerät aus Stein	28
2	Quell der Reinigung	34
3	Verbrennung und Verschwendung	39
4	Luftige Klänge	45
QUARTETT 2	jagen & zähmen	51
5	Miniatorkalb als Opfergabe	55
6	Tierische Kraft aus Gold	61
7	Der Büffel als Ressource der Vielfalt	67
8	Aus der Perspektive des Pferdes	74
QUARTETT 3	begeistern & berauschen	81
9	Zecher der Antike	85
10	Trommelnd in die Ekstase	91
11	Grüne Fee und Objektkunst	97
12	Betäubung und Euphorie	103
QUARTETT 4	bannen & beschwören	109
13	Genitale Wirkung	113
14	Expressive Gestalt und innere Ladung	118
15	Knochen in strahlender Hülle	123
16	Tanz und Wut	128

Seit je ist der Mensch von einem Bereich umgeben, den er nicht gemacht hat. Man nennt ihn Natur. Auch der Mensch selber gehört als Produkt der Natur zu dieser außermenschlichen Sphäre. Im ersten Viertel der Quartette beschäftigen wir uns mit Steinen, Pflanzen und Tieren und natürlich auch mit dem Menschen, der sich mit ihnen auseinandersetzen muss. Über viele Jahrhunderte war die Vorstellung von einer großen Kette der Wesen (Arthur O. Lovejoy) verbreitet, die die Fülle der Schöpfung von ihrem Ursprung in Gott bis zur unbelebten Materie in eine hierarchische Ordnung versetzt. Besonders interessant sind die fließenden Übergänge, die zwischen diesen fein säuberlich getrennten Seinsstufen immer wieder manifest werden – zwischen Tier und Mensch, Transzendenz und Immanenz, Materie und Imagination, Rausch und Nüchternheit, Magie und Realität – Zwischenräume des Außer- oder Übermenschlichen, die in den ersten vier Quartetten hervortreten werden.

Die Gesamtheit der sinnlichen Welt wird in der abendländischen Tradition durch die Lehre von den vier Elementen zusammengehalten (QUARTETT 1). Die Doktrin, dass alles, was dem Menschen empirisch zur Erscheinung kommt, auf wenige Grundelemente, auf die Prinzipien Erde, Wasser, Feuer und Luft zurückgeführt werden kann, ist mehr als 2500 Jahre alt. Während die sogenannten Vorsokratiker aus Kleinasien die Erscheinungen der Welt auf *einen* Urstoff zurückführten – Thales hatte für Wasser, Anaximedes für Luft, Heraklit für Feuer plädiert –, war Empedokles um 600 v. Chr. der Erste, der die Vorstellungen seiner Kollegen zu einer Vier-Elemente-Lehre kombinierte. Werden und Vergehen bedeuten bei ihm Mischung und Entmischung der vier Elemente, angetrieben durch die polaren Kräfte von Liebe und Hass. Wie die Liebe die Elemente vereint, so trennt sie der Hass. All diese deduktiven Modelle beruhten auf einer umstürzenden Idee: Wir Menschen können die Welt unabhängig von den Eingriffen der Götter verstehen, auf Prinzipien zurückführen, die unserem Erfahrungsraum entstammen. Die Vier-Elemente-Lehre stellt die Natur in eine auf uns bezogene Grundordnung. Die sich hier ankündigende Entmythologisierung der Natur wurde

wenige Jahrhunderte später von Aristoteles (384–322) weiter vorangetrieben. Mit dem Äther, der Quintessenz, führte er eine fünfte Entität hinzu. Sie sollte einerseits den anderen vier Elementen zugrunde liegen, andererseits war damit die masselose, unveränderliche, ewige Substanz jenseits der Mondsphäre gemeint. Zudem vernetzte er die vier Elemente mit bestimmten Eigenschaften. Feuer und Erde waren trocken, Wasser und Luft feucht. Die Wärme vereinte Luft und Feuer, die Kälte Erde und Wasser. Bereits Kleinkinder können die aristotelische Qualitätenlehre am eigenen Leib erspüren, wenn sie Schnee als kalt und nass, Sand am Strand als heiß und trocken empfinden. Schon diese einfachen Beispiele zeigen, dass die vier Elemente – jedes für sich – ängstigen, bedrohen, ja zerstören können. In einer die menschlichen Bedürfnisse sprengenden Überdosis – bei Überschwemmungen, Feuersbrünsten, Erdbeben und Orkanen – lösen die Elemente beim Menschen Urgefühle der Ohnmacht aus. Es verwundert kaum, dass Adolf Bastian, der Gründungsvater des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin, Wasser und Feuer um Begriffe wie Angst, Fluch, Reinheit, Heilung und Verzauberung verortete.¹⁵

Mensch, Pflanze und Tier gehören der belebten Natur an. Menschen waren die Tiere nie gleichgültig (QUARTETT 2). Mit den wilden Tieren seiner Umgebung lebt der Jäger und Sammler in einer Symbiose. Ohne die Möglichkeit, Vorräte anzusammeln und Eigentum zu bilden, streunt er auf einem Terrain umher, auf dem er sich alles aneignet, was er wahrnehmen und erlegen kann. Raubtiere agieren ähnlich. Der an einem festen Ort siedelnde Mensch allerdings entfernt sich von den wild lebenden Säugertieren seiner Umgebung. Stattdessen holt er sich eine kleine Auswahl der Tierwelt in sein Haus. Das Tier ist ambivalent, in ihm steckt die Bestie, die gefährliche wilde Natur, die bekämpft werden muss, ebenso wie die verkörperte Unschuld, der treue Gefährte, der dem Menschen sein Dasein erleichtert. Wie nah das Verhältnis des Menschen zu Tieren sein kann, ist allein schon an Kosenamen ersichtlich, die sich Menschen ins Ohr flüstern – von »süße Maus« bis »flotter Hase« –, oder an Schimpfnamen, die sie sich an den Kopf werfen – von »dumme Kuh« bis »blöder Affe«. Im Spiegel des Tieres scheint der Mensch selber in sein Inneres zu blicken. Dispositive der Abgrenzung gegenüber der Fauna dominieren immer noch das menschliche Verhalten. Menschsein bedeutet, das Tier-

15 Adolf Bastian:
*Die Vorstellungen
von Wasser und
Feuer*, in: *Zeitschrift
für Ethnologie 1*
(1869), S. 313–318,
S. 365–384,
S. 416–427.

sche im Menschen zu unterdrücken. Das Animalische im Menschen kommt besonders in Grenzsituationen zum Vorschein. Motive der Selbsterhaltung lassen den Menschen nicht selten zum Tier werden. Sobald die eigene Haut gerettet werden soll, wird kultiviertes menschliches Verhalten wie eine dünne Hülle abgeworfen. Lieber selber fressen, als gefressen zu werden. Derart existentielle Einstellungen »tierisch« zu nennen ist keineswegs unumstritten, gibt es doch viele Tierarten, wie

Herdentiere – von Ameisen bis zu Schafen –, bei denen kooperatives Verhalten vor Egoismus rangiert.¹⁶

16 Peter Kropotkin:

Gegenseitige Hilfe

in der Tier- und Menschenwelt, Wien/

Grafenau 1989 [engl.

Orig. 1902].

Der Mensch geht nicht in Alltagsroutine auf. Er will sein Bewusstsein erweitern, aus sich herausgehen, um auf diese Weise die Gemeinschaft zu stärken und zu erneuern (QUARTETT 3). Das Trennungdenken in der Moderne – zwischen Körper und Geist, Natur und Kultur – bringt das zerrissene Bewusstsein hervor, das sich nach einem ganzheitlichen Leben zurücksehnt.

Oft kann es diesen Zustand nur durch den Konsum von Drogen erreichen. Vermutlich haben sich Menschen in der Frühzeit aus Zufall in einen Rauschzustand versetzt. Dafür reichte es schon, dass Früchte und Körner feucht und im gegorenen Zustand einverleibt wurden. Später sollte die berauschende Wirkung gezielt herbeigeführt werden, indem die frühen Menschen die Getreidekörner zu einem alkoholischen Getränk anrührten. Sogar der eigene Speichel genügt, die Gärung zu befördern. Bei den autochthonen Bewohnern am Amazonas entsteht Bier, indem jeder in eine Schale mit Mais hineinspuckt. Rausche müssen einen attraktiven Mehrwert der Nahrungsmittelerzeugung dargestellt haben. Als angenehm und interessant empfunden, schreien sie nach Wiederholung. Vieles spricht dafür, dass Menschen vor ungefähr zehn Jahrtausenden nicht sesshaft geworden sind, um sich besser und bequemer zu ernähren. An Fleischknappheit kann diese epochale Umstellung im menschlichen Verhalten jedenfalls nicht gelegen haben, denn wilde Tiere gab es überall in Hülle und Fülle. Zu Beginn des sesshaften Menschen standen vielmehr Fleischgelage und Besäufnisse. Nur das regelmäßige Ausleben von Rauschzuständen habe die Menschheit bewogen, die Freiheit des Jäger-und-Sammler-Daseins gegen die Mühsal von Ackerbau, Hausbau und Nachbarschaft einzutauschen. Gewandert und umhergestreunt wurde von nun an nur noch im Rausch, der ein »Hinübergehen« in einen anderen Zustand darstellt, ein Transzendieren in eine Welt, in

der das Gefühl von Raum und Zeit verschwimmt. Der Urkern der menschlichen Zivilisation hat nach Auffassung des Evolutionsbiologen Josef H. Reichholf zügellose Komponenten¹⁷ – das Dionysische lässt grüßen.

Organische Materialien sind seit je Bestandteil von magisch aufgeladenen Objekten gewesen – Knochenmaterie bei christlichen Reliquiaren, pflanzliche, tierische und mineralische Substanzen bei afrikanischen Fetischfiguren (QUARTETT 4). In Gegenständen nisten sich Geister und übernatürliche Kräfte ein, so die Vorstellung. Edward Burnett Tylor definiert den Fetischismus als »Lehre von Geistern, die in gewissen materiellen Gegenständen eingekörpert sind, ihnen anhaften oder einen Einfluss durch dieselben ausüben«.¹⁸ Der Fetisch besteht also bei ihm aus zwei Komponenten, aus der Wirkmacht, der geistigen Potenz, und aus dem materiellen Trägerobjekt, in dem die Macht wohnt. Aus Geist und Ding macht der Fetisch ein lebendiges Ganzes. Wie bei Kindern, die mit Puppen spielen, führten auch bei den sogenannten Naturvölkern Angst, Verlangen und sinnliche Bedürfnisse zur Verlebendigung von toten Dingen und Kräften. Als zu überwindendes Stadium ist dieser Religionstyp seit der Aufklärung – in fortschrittsorientierte Geschichtsmodelle integriert, die der Realität so nicht entsprachen – kleineredert worden. Wer wollte bestreiten, dass wir nicht auch in unserer Moderne von energetischen Dingen umgeben sind. Die Moderne tut sehr vernünftig, dabei blüht in ihrer Lebenswelt das Fetischwesen bizarrer als je zuvor, in der Food- und Sexindustrie, im Starkult der Popmusik, in der Sakralisierung des Automobils, der Heldenverehrung im Sport und so fort. Unser Verhältnis zu den Dingen scheint nicht nur rein sachlich und nüchtern zu sein, wir benutzen Dinge nicht allein als Mittel zum Zweck. Wie der sogenannte Naturmensch vor Bäumen und Steinen in die Knie ging, weil er in ihnen magische Kräfte vermutete, verzehrt sich der heutige Mensch adorierend an Dingen, wenn sie nur teuer und modisch sind oder Gefühle anzusprechen vermögen.¹⁹

17 Josef H. Reichholf: *Das Rätsel der Menschwerdung. Die Entstehung des Menschen im Wechselspiel mit der Natur*, München 1997.

18 Edward Burnett Tylor: *Primitive Culture* [1871], Band 2, London 1994, übers. von Johann Wilhelm Spengel, S. 144.

19 Hartmut Böhme: *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek 2006.

Ein Blick auf das Werden des Menschen: Die Entwicklung der Sinne beginnt bereits im Mutterleib. Als erster bildet sich der Tastsinn. Aber auch der Gleichgewichtssinn und das Hören funktionieren schon in den ersten Monaten der Schwangerschaft. Das Sehen entwickelt sich zuletzt, so dass bei der Geburt schließlich alle Sinne einsatzfähig sind. Bereits die Sinne selber können als Medien bezeichnet werden und nicht erst irgendwelche technischen Apparate und Prothesen. Dabei werden die Dinge nicht nur wahrgenommen, wir deuten und erklären sie auch. Buchstäblich versuchen wir, sie zu begreifen, während wir uns später als Kopfmensch meist damit begnügen, sie nur noch begrifflich zu erfassen. Um das Phänomen der sinnlichen Wahrnehmung näher zu bestimmen, wird oft der Versuch unternommen, Wahrnehmung von Empfindung abzugrenzen. Wahrscheinlich macht das Moment der Bewusstheit aus Empfindungen Wahrnehmungen. In der Wahrnehmung spürt das Ich nicht nur die Anwesenheit von etwas, sondern spürt es leiblich und spürt auch sich selbst dabei. Um die Körpergebundenheit jeder Art von Wahrnehmung in den Blick zu bekommen, hat Maurice Merleau-Ponty von den »Leib-Apriori« der Sinnlichkeit gesprochen. Er hätte es ebenso gut Materie-Apriori nennen können. Denn Materie ist in uns und um uns. Wir selbst und der Kosmos bestehen aus nichts mehr als Materie und Energie. Materie ist Erde und Stein, Materie ist Wasser und Eis, Materie ist Feuer und Lava, selbst Luft und Wind sind Materie.

Erde, Wasser, Feuer und Luft – die vier Elemente geben in den Quartetten den Takt vor. Fast alle Objekte, die vorgestellt werden, stammen aus einer Zeit, in der sich der Zugang zur Natur über vier Elemente vollzog. Die Vier-Elemente-Lehre wirkt bis heute deswegen so überzeugend, weil sie anschaulich, plausibel und verständlich ist. Entscheidendes Kriterium ist dasjenige, was Menschen mit ihren eigenen Sinnen wahrnehmen können, was sie in ihrer Umgebung spüren und sehen. Erde, Wasser, Feuer und Luft – man kann ohne Übertreibung sagen, dass in der Naturwahrnehmung 23 Jahrhunderte lang – von 600 v. Chr. bis um 1700 – die Elemente

Lehre dominierte, nicht nur in Alteuropa, sondern – mit nur leichten Modifikationen – auch in großen Teilen der restlichen Welt. Während im Buddhismus ebenfalls eine um »Leere« erweiterte Vier-Elemente-Lehre verbreitet war, hatten in der traditionellen chinesischen Medizin Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser elementaren Charakter. In unserer heutigen, postindustriellen, digitalen Zivilisation scheinen die vier Elemente hingegen keine Rolle mehr zu spielen, obwohl jedem Erfahrungen aus Feuer, Wasser, Erde, Luft sattem bekannt sind – wenn wir trinken oder uns duschen, wenn wir frische Luft einatmen, wenn wir beim Gehen die Erdhaftung spüren und wenn wir uns an einem langen Winterabend am Kaminfeuer wärmen. Unwiederbringlich verloren gegangen ist uns aber jene Semantik, die von den elementaren Naturformen aus die Welt erschließt.

Mit dem Element Erde befinden wir uns in der Welt der mineralischen Stoffe. Vor uns entfaltet sich die unerschöpfliche Vielfalt der natürlichen Festkörper, die man er- und begreifen kann. Der Name unseres Planeten verweist trotz der Unmengen an Wasser auf der Oberfläche, trotz seines heißen flüssigen Inneren auf seinen festen Aggregatzustand. »Erde« steht für Festigkeit und Fruchtbarkeit. Wenn nicht gerade ein Erdbeben ausbricht, stellt die Erde den alle Praktiken tragenden Grund dar – das Verlässliche schlechthin. Dennoch gilt die mineralische Welt als niedrigste Form der Schöpfung. Ein geworfener Stein bleibt reglos liegen. Es bedarf stets einer von außen auf den Stein einwirkenden Kraft, um ihn zu bewegen. Dass es eine außermenschliche Realität gibt, dessen wird man sich vor allem dann bewusst, wenn man sich mit dem bloßen Fuß an einem Stein gestoßen hat. Wie der Geopoet Roger Caillois hervorgehoben hat, beneiden die eher kurzlebigen verletzlichen Menschen die Steine um ihre Dauerhaftigkeit und Härte.

Das Wasser zeichnet sich dadurch aus, dass es fließt und nass ist. Besonders zwei Eigenschaften prädestinieren es zur Voraussetzung allen Lebens: seine ausgeprägte Fähigkeit, Wärme aufzunehmen, festzuhalten und zu transportieren, und seine hervorragende Eignung als Lösungsmittel. Es sprudelt aus Quellen hervor, wogt im Meer hin und her und verwandelt sich im See bei Windstille in eine glatte Fläche. Wasser erstarrt zu Eis, verflüchtigt sich zu Dampf; es bewegt sich aufwärts durch Verdunstung und abwärts als Regentropfen oder Schneeflocke. Auch der Mensch besteht zu achtzig Prozent aus Wasser. Ist er durstig, so rinnt das

flüssige Nass kühlend durch seine Kehle. Wasser vermag Körper und Dinge, ja Seele und Geist zu reinigen. Wie hinter jedem Naturelement, so verbirgt sich auch hinter Wasser eine urtümliche Gewalt und fordert den Erfindungsgeist heraus, zwingt den Menschen zur Zusammenarbeit.

Das Feuer flackert und leuchtet, es ist heiß und wärmt. Bis heute fasziniert das Feuer als aktivstes der vier Elemente, als Inbegriff des transformatorischen Vorgangs, durch den feste Körper verändert, zerstört oder in Wärme oder Licht überführt werden. Heute wissen wir, dass die Flamme keinen chemischen Stoff darstellt, sondern nur einen Aggregatzustand der chemischen Stoffe. Die Beherrschung des Feuers ist wie kein anderes Ereignis der Vorgeschichte Signal der Zivilisation. Das domestizierte Feuer verkörpert den Aufbruch zu neuen Ufern – deutlicher noch als der Gebrauch von Werkzeugen, die Erfindung der Landwirtschaft und des Rades. Der Mythos berichtet vom Titan Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, um es den Menschen zu bringen. In dieser Erzählung mag sich ein mutiger früher Mensch wiederfinden, der sich als einer der Ersten an einen infolge Blitzschlags ausgebrochenen Waldbrand heranwagte, ein brennendes Holzstück mit sich nahm und das Feuer bedachtsam weiter nährte und erhielt. Vor vielleicht einer Million Jahren mag es dem Menschen gelungen sein, sich die Technik des Feuermachens anzueignen. Nirgendwo gab es damals nachts Licht, wenn nicht der Mond schien oder es irgendwo im Wald brannte. Jetzt ließ sich in den Höhlen und unter Felsvorsprüngen abends ein Feuer anfachen, das Insekten fernhielt, vor Raubtieren schützte und eine bekömmlichere Ernährung ermöglichte. Zugleich strahlt das Feuer Wärme und Geborgenheit aus. Um die Feuerstelle gruppiert, begannen unsere Vorfahren miteinander zu reden und sich Geschichten zu erzählen. Die Feuerstelle steht am Anfang von Poesie und Politik.

Luft ist Atmosphäre und Atem, unverzichtbar für alles Leben. Sie ist das unsichtbare Element, sie ist nicht zu greifen. Bewegte Luft muss, um fassbar zu werden, sichtbar werden durch Rauch, Fahne oder Segel. Wir spüren Luft durch die feinen Härchen, die auf unserer Hautoberfläche wachsen. Luft dient als Medium unterschiedlichster Phänomene. Schallwellen werden durch die Luft getragen; ebenso nutzen Viren die Luft als Vehikel. Aufgrund der Schwerkraft eng an unseren Planeten angelehnt, bewegt sich die Luft unaufhörlich in Wirbeln und Strömungen, die wir als Wetter wahrnehmen. Der Wind ist ein enger Verbündeter des

Himmels. Als göttliche Kraft von oben, als Allegorie und mythische Person betritt er mit aufgeblasenen Backen die Schaubühne der Natur. Francis Bacon, von dem eine *History of Winds* (1622) überliefert ist, entzauberte den Wind. Bacon demaskiert ihn als universelle nutzbringende Kraft für den Menschen. Den Wind möglichst effektiv zu nutzen sicherte der Seefahrernation England die Vorherrschaft auf den Meeren. Der Kupfertitel seines Hauptwerks *Novum Organum* zeigt ein Schiff mit aufgeblähten Segeln, das gerade von hoher See wieder heimkehrt – zwischen den Säulen des Herakles. Der Rückenwind der neuen Wissenschaft verlieh den Menschen Flügel.

Unendlich viele Bedeutungen wurden Luft und Erde, Feuer und Wasser zugeschrieben. Sie reichen von mythologischen Erzählungen über technische Entwürfe bis zu Erscheinungen des Menschenalltags. Dinge wie ein Faustkeil aus der Steinzeit, ein Reinigungsbecken aus dem Vorderen Orient, eine versengte Indianermaske aus Nordamerika oder ein durch Wind erklingendes Musikinstrument im nun folgenden ersten Quartett sollen Einblicke in Kulturleistungen der Menschheit liefern, die sich die vier Elemente gefügig machte. Unsere instrumentelle Beziehung zum Stein ist so alt und eng, dass wir den Beginn der Menschheitsgeschichte Steinzeit genannt haben. Der Faustkeil ist das erste Ding, das den Menschen als planmäßig handelndes Wesen spiegelt, als denkendes und mithin kulturelles Wesen, das Aufgaben lösen kann, die es sich zuvor selbst gestellt hat. Bei den Assyrern schwankte das Wasser zwischen Hydrologie und Hydrolatrie. Es diente als Vehikel von Rationalisierung und technologischer Entwicklung, auf der anderen Seite wurde Wasser – wie an diesem Becken – zu einem Symbol der Reinigung und Heilung. Das Wasser hatte den Rang des Göttlichen, des Anzubetenden, weil im Wasser der Ursprung des Lebens verortet wurde. Feuer ist gut und böse zugleich. Demjenigen, der am Ofen sitzt, spendet es wohlige Wärme. Wer ihm zu nah kommt, trägt Hautverbrennungen davon. Wenn ein Häuptling bei einem sogenannten Potlatsch, einem opulenten Geschenkfest also, aus Übermut zu viel Fischöl ins Feuer schüttete, war das Verbrennungsrisiko besonders groß. Sein Gast konnte sich durch eine Maske schützen, auf der Brandspuren zurückblieben. Wind ist Luft in Bewegung. Das Temperaturgefälle in der Erdatmosphäre, wenn kühle und schwere Luft aufleichte und warme Luft stößt, löst ihn aus. Wind ist aber auch das griechische *pneuma*, das arabische *ruh*, das hebräische *ruach*,

der göttliche Atem, der über die Schöpfung weht, die Saat verstreut und Wachstum auslöst. Die Äolsharfe, auch Wind- oder Wetterharfe genannt, ist ein Instrument, dessen Saiten durch Einwirkung eines Luftstroms zur Resonanz gebracht werden. Ihr Name leitet sich von Aeolus ab, dem Beherrscher der Winde in der griechischen Mythologie.

LITERATUR

Aldersey-Williams, Hugh: *Das wilde Leben der Elemente. Wie Chemie Geschichte gemacht hat*. Aus dem Englischen übers. von Friedrich Griese, München 2011.

Böhme, Gernot/Hartmut Böhme: *Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente*, München 1996.

Böhme, Hartmut: *Umriß einer Kulturgeschichte des Wassers. Eine Einleitung*, in: ders. (Hrsg.): *Kulturgeschichte des Wassers*, Frankfurt am Main 1988, S. 7–47.

Caillois, Roger: *Die Schrift der Steine*, Graz 2004 (frz. Orig. 1966).

Cartier, Stephan: *Der Wind oder Das himmlische Kind. Eine Kulturgeschichte*, Berlin 2014.

Eliade, Mircea: *Schmiede und Alchemisten*, Stuttgart 1960 (frz. Orig. 1956).